

# Warum der Liberalismus auf so viele Widerstände stösst Freiheit – eine unbequeme Idee

2.3.2012

Obwohl angesichts der Herausforderungen der Wirtschaftskrise die politischen Eliten weder professionell noch moralisch überzeugender wirken als die wirtschaftlichen, werden die Rufe nach einem interventionistischen Staat, der die Härten der Marktwirtschaft abfedern, Krisen verhindern und für sozialen Ausgleich sorgen soll, lauter.



**Freiheit bedeutet auch Lust und Last der freien Wahl: Blick in die Ausstellungshalle des Internationalen Automobilsalons von Genf im März 1957. (Bild: Photopress / Keystone)**

Obwohl angesichts der Herausforderungen der Wirtschaftskrise die politischen Eliten weder professionell noch moralisch überzeugender wirken als die wirtschaftlichen, werden die Rufe nach einem interventionistischen Staat, der die Härten der Marktwirtschaft abfedern, Krisen verhindern und für sozialen Ausgleich sorgen soll, lauter. Selbst nach eigenem Verständnis Liberale, die sich lange für eine freiheitliche Ordnung starkgemacht haben, stimmen in diesen Chor ein. Die Idee der

Freiheit wird in Frage gestellt, die Zweifel an der Marktwirtschaft wachsen. Offenbar geht vergessen, was die freiheitliche Gesellschaft gebracht hat und weiter bringt.

## **Die Vorteile einer freien Gesellschaft**

Da ist als Erstes ihre moralische Qualität, nämlich dass jeder nach seiner Façon selig werden und seine Vorstellungen von Solidarität und Konvivialität leben kann. Dass dabei gilt: «Die Freiheit des Einzelnen hört da auf, wo die Freiheit des Anderen anfängt» (John Stuart Mill), versteht sich von selbst. Hingegen kann Moral in einer freien Gesellschaft nicht heissen, dass man nur tun darf, was man nach irgendeiner kollektiven Instanz tun sollte, denn die Vorstellungen vom «Gutsein» sind, wie es Murray Rothbard bildhaft umschrieben hat, nicht verallgemeinerbar: «Wenn Menschen wie Ameisen wären, gäbe es kein Interesse an menschlicher Freiheit. [. . .] Das Wunderbare an der Menschheit ist die Einzigartigkeit eines jeden Individuums.» Zur moralischen Dimension einer freien Ordnung gehört auch der Appell an alle, für sich und die Ihren zu sorgen und nicht die Gesellschaft für das eigene Schicksal verantwortlich zu machen. Diese Selbstverantwortung fordert keinen Egoismus – und fördert ihn auch nicht. Zentral ist jedoch das Prinzip der Haftung. Jeder soll die Früchte seines Tuns ernten können, aber auch für Fehlritte, Fehlentscheide und mangelnden Einsatz geradestehen.

Ein zweiter Vorteil einer freien Ordnung ist ihre Fortschrittsträchtigkeit. Sie erlaubt Versuch und Irrtum, die Suche nach Neuem. Hayeks Beschreibung des Wettbewerbs als Entdeckungsverfahren trifft auf die freie Ordnung insgesamt zu. Dass Freiheit zwingend mit einer gewissen Non-Zentralität der Institutionen einhergeht, macht die Suche nach Neuerungen zudem weniger riskant. Ein in einer ganzen Nation durchgeführtes Experiment hat im Fall des Scheiterns gravierendere Folgen als eines, das sich auf eine Gemeinde beschränkt. In der realen Welt der Knappheit – von Gütern, Ideen, Zeit und Geld – ist eine freie Ordnung die Grundlage von Unternehmertum und Kreativität.

Der dritte Vorteil einer freien Ordnung liegt in der Generierung von

Wohlstand – für alle. Dass heute zehnmal so viele Menschen auf der Erde leben wie vor dreihundert Jahren (und nicht etwa elender als damals), dass der Wohlstand in Mitteleuropa heute fünfundzwanzigmal so hoch ist und die Lebenserwartung bei der Geburt dreimal so hoch, verdankt sich hauptsächlich dem Mut zur Freiheit, der Industrialisierung und der Marktwirtschaft. Und Untersuchungen zeigen: Obwohl die Einkommen in relativ freien Marktwirtschaften ungleich verteilt sind, stellen sich die «Schwachen» in ihnen besser als in relativ unfreien Staaten. Es kann ja nur verteilt werden, was produziert worden ist. Der Marktwirtschaft liegt daher zuerst die Ethik des «Mehrens» zugrunde, nicht die Ethik des Teilens. Sie sorgt für viele Brote, statt wenige Brote in «gerechte» Scheiben zu schneiden.

Ob all der Vorteile der Freiheit muss man sich fragen, weshalb in schon länger freiheitlich verfassten Ländern eine neue Staatsgläubigkeit keimt und Paternalismus, Interventionismus und Machbarkeitsdenken selbst in eher freiheitlichen Parteien an Boden gewinnen. Gewiss fehlt es dem politischen Personal oft an Charisma und Mut, dem – wie es Perikles ausdrückte – eigentlichen Geheimnis der Freiheit. Gewiss bringen so manche Führungskräfte der Wirtschaft mit sozialer Unsensibilität und persönlicher Bereicherung die freie Ordnung in Verruf. Und gewiss gibt es Schwächen in der Kommunikation. Vor allem entgleitet den Liberalen häufig die Lufthoheit im Streit über politische Kampfbegriffe, so dass dann etwa in der Öffentlichkeit Gleichmacherei mit sozialer Gerechtigkeit oder erzwungene Umverteilung mit Solidarität gleichgesetzt werden.

### **«Freiheitsverwöhnung»**

Doch mehr als der «Verkauf» sind einige Charakteristika des Produktes selbst, der Idee der Freiheit, schuld an dessen harzigem Erfolg – unabhängig von der derzeitigen Kultur der Empörung über Kapitalismus, Banker, Finanzwesen und Gier. Zu diesen Eigenschaften gehört an vorderster Stelle, dass Freiheit als pathetischer Begriff, als Gegenpol zur Sklaverei, zwar eine gewisse Attraktivität besitzt, dass sie im Alltag aber oft als unbequem empfunden wird. «Die Qual der Wahl», «sich

entscheiden müssen» – Redewendungen verraten, dass das, was der Liberalismus als Lust versteht, von vielen als Last empfunden wird. Stattdessen streben die meisten Menschen nach dem, was Wirtschaftsnobelpreisträger James M. Buchanan «Parentalismus» nennt. Andere Personen, der Staat oder transzendente Kräfte sollen eine elterliche Rolle übernehmen und Entscheidungen abnehmen. So lässt man sich fast willig vom Staat das Rauchen verteuern, vergällen, ja verunmöglichen. In Ländern, die erst vor kurzem das Joch der Unfreiheit abschütteln konnten, sind sich die Menschen eher bewusst, dass es selten bei den kleinen Unfreiheiten bleibt. Sie misstrauen daher der Einengung der Freiräume mehr. Es gibt wohl neben der Wohlstandsverwöhnung auch eine «Freiheitsverwöhnung».

Freiheit ist noch in anderem Sinne «unbequem». Im Gegensatz zum sozialistisch inspirierten Freiheitsbegriff, der fragt «Freiheit wozu?», definiert der klassische Liberalismus Freiheit als Abwesenheit von willkürlichem Zwang durch andere. Seine Frage lautet: «Freiheit wovon?» Der Liberalismus verlangt nur, dass niemand von anderen Menschen in seinen Anstrengungen behindert wird, erwartet aber nicht, dass die Gemeinschaft oder der Staat bestimmte Güter und Dienste bereitstellt: Freiheit als Bedingung, die Möglichkeiten eröffnet, aber keine bestimmten Vorteile garantiert.

Solche Freiheit schliesst natürliche Widrigkeiten und Übel nicht aus, sie kann in den Worten Hayeks bedeuten, «zu hungern, kostspielige Irrtümer zu begehen oder gewaltige Risiken einzugehen». Freiheit heisst also, dass die Zwänge der Natur, der Knappheit und damit der Ökonomie durchaus bestehen. Eine freiheitliche Ordnung ist kein Schlaraffenland. Es gibt in ihr keinen «free lunch» und keine «komfortable Stallfütterung» durch den Staat, von der Wilhelm Röpke gesprochen hat. Das Ross im Stall, das «alles» bekommt, ist unfrei, das Wildpferd, das sich sein Futter suchen muss und vielleicht verhungert, ist frei. Freiheit ist also keine Idylle.

## **Wettbewerb und Regelgerechtigkeit**

Dem Verkaufserfolg entgegen steht ferner die Langfristigkeit liberalen

Denkens. Dieses ist mehr auf Risiko und Innovation als auf Erhalt des Erreichten ausgerichtet. Mit ihrem Ja zu unter Umständen ziemlich starken konjunkturellen Ausschlägen und vor allem zu Reformen, die vorübergehend schmerzhaft sein können, treiben die Liberalen alle potenziellen Verlierer ins gegnerische Lager. Verschärft wird dies durch die Asymmetrie des Sicherheitsdenkens. Wer viel erreicht hat, will den Besitzstand wahren und scheut tendenziell das Risiko. Wer nichts zu verlieren hat, ist risikofreudiger. Vermutlich erklärt auch das, warum der Wert der Freiheit ausgerechnet in reichen Ländern sinkt.

Verwandt mit der Bejahung des Risikos ist das Entstehen der freiheitlichen Kräfte für den Wettbewerb. Viele Freiheitsgegner sehen dagegen im Wettbewerb den gnadenlosen Kampf aller gegen alle, die «ruinöse Konkurrenz». Dabei ist das viel treffendere Bild das des Wettlaufs. Nur wenn sich viele bis an die Grenzen ihrer Fähigkeiten anstrengen, kann es Spitzenleistungen geben – ohne dass man sich gegenseitig schadet. Wettbewerb ist in der Regel kein Nullsummenspiel, sondern das, was man eine Win-win-Situation nennt. Er macht alle leistungskräftiger und kreativer.

## **Ungleichheit**

Weil im Zentrum einer freien Ordnung nicht Ergebnisse stehen, sondern Regeln, haftet dem liberalen Programm ferner eine Blutleere an; es wirkt abstrakt und theoretisch. Zudem liegt in der Ausrichtung auf allgemeingültige Regeln des Zusammenlebens (Regelgerechtigkeit) statt auf «Ergebnisgerechtigkeit» (wie eine von einer Mehrheit als gerecht empfundene Einkommensverteilung) etwas Verunsicherndes. Eine freie Ordnung lässt Aufstieg zu und sanktioniert Misserfolg mit wirtschaftlichem Abstieg. Viele Menschen scheinen die damit verbundene Ungewissheit nur schlecht zu goutieren. Sie möchten wissen, zu welchem Ergebnis ein gesellschaftlicher Entwurf führt und wie es in einer solchen Gesellschaft mit Wohlstand und Verteilung konkret aussieht. Doch eine wirklich freie Ordnung ist ergebnisoffen, schafft «Raum für das Unvorhersehbare und Unvorhersagbare» (F. A. von Hayek).

Deswegen gibt es in einer freien Gesellschaft notwendigerweise starke Ungleichheiten. Wenn es, etwa nach einem Krieg, allen schlechtgeht, ist eine solche Ordnung ein Versprechen für alle. Solange alle reicher werden, nur einige schneller, stört das niemanden. Lässt aber die Dynamik nach, beginnen die Unterschiede zu stören. Deswegen findet man kaum mehr liberale Politiker, die den Mut haben, offen zur Ungleichheit zu stehen (was ja gezielte Hilfe für jene, die sich nicht selbst helfen können, nicht ausschliesst), obwohl das Streben nach Gleichheit im Totalitarismus endet, wie Karl Popper und Ralf Dahrendorf gezeigt haben. Gleichheit gibt es nur um den Preis der Unfreiheit, Freiheit nur um den Preis der Ungleichheit.

Liberales Denken ist ferner von einem biologischen Verständnis von Wirtschaft und Gesellschaft geprägt. Es handelt sich bei diesen nicht um komplizierte, sondern um komplexe Systeme. Das lehrt intellektuelle Bescheidenheit, bringt aber den Liberalen den Vorwurf ein, sie seien Agnostiker. Doch die Einsicht, dass Wirtschaft und Gesellschaft schwer verständliche, fast nicht prognostizierbare Gebilde sind, bedeutet nicht völliges Nichtwissen. Sie bedeutet nur, dass man diese Gebilde nicht wie Maschinen steuern kann. Mit dieser Einsicht holt man sich in der Politik zwar kaum Lorbeeren, denn Wähler und Wählerinnen wollen Problemlösungen und Antworten auf Herausforderungen, doch müssen Liberale mit diesem Handicap für die Akzeptanz ihrer Idee leben.

## **Haftung und Verantwortung**

Schliesslich leidet der Liberalismus an einem Wertedefizit. Er will Raum schaffen für unterschiedlichste Wertvorstellungen, kann aber selbst kaum einen moralischen Kompass bieten, ausser dem Schutz der Freiheit, des Eigentums und von Verträgen. Eine freie Ordnung funktioniert zwar nicht ohne Mindestmass an Moral, aber wie diese Moral definiert sein soll, kann der Liberalismus nicht sagen. Er gibt auf die zutiefst menschliche Frage nach den letzten Dingen keine Antwort.

Dieses Defizit liesse sich teilweise beheben, indem Liberale deutlich machten, für welche Werte sie selbst die Freiräume einer liberalen Gesellschaft nutzen, und indem sie nicht müde würden, mit Kant darauf

hinzuweisen, dass Freiheit die Voraussetzung dafür ist, dass wir überhaupt die Möglichkeit haben, uns moralisch zu verhalten. Die Einsicht, dass der Liberalismus ein sperriges Produkt ist, ist kein Ausdruck von Resignation. Dieser Realismus hilft im Gegenteil, sich illusionslos für die als gut befundene Sache einzusetzen und nicht dadurch entmutigen zu lassen, dass normalerweise nur fünfzehn Prozent ähnlich denken. Das Produkt lässt sich nicht grundsätzlich verbessern, es ist ein gutes Produkt.

Die liberale Ordnung trägt dem «Normalmenschen» – «ni ange, ni bête», wie es bei Blaise Pascal heisst – am besten Rechnung und verlangt weder ein besonderes gesellschaftliches Bewusstsein noch neue Menschen. Statt die Schwächen der Menschen überwinden zu wollen, spannt sie diese vor den Karren des Gemeinwohls.

Wo man auf Selbstverantwortung, Privateigentum und Wettbewerb baut, wird es mit der Zeit nach Theorie und Erfahrung allen besser gehen, mag auch der Weg dorthin holprig sein. Vielleicht gewinnt die Idee der Freiheit wieder mehr Wertschätzung, wenn erkannt wird, dass ohne Anstrengungen zur Steigerung des Wohlstands mit der Zeit der heutige Besitzstand gefährdet ist, wenn wesentliche Aspekte der Freiheit wie Haftung und Verantwortung gerade von den Eliten wieder gelebt werden und wenn der Wert der Freiheit über das rein Ökonomische hinaus sichtbar wird.

Dr. Gerhard Schwarz ist Direktor von Avenir Suisse; er leitete bis 2010 das Wirtschaftsressort der NZZ. Im letzten Jahr erschien, von ihm und Michael Wohlgenuth herausgegeben: «Das Ringen um die Freiheit. Hayeks Verfassung der Freiheit nach 50 Jahren» (NZZ-Libro).